

Die Geschichte von Juden und Samaritanern

Abgrenzung – und Annäherung

Die samaritanische Gemeinschaft musste meistens um ihr Überleben kämpfen. Das Verhältnis zur jüdischen Gemeinde war dabei angespannt.

Bis sich im 19. Jh. alles änderte. Von **Steven Fine**



Prof. Dr. Steven Fine

lehrt Jüdische Geschichte an der Yeshiva University New York und ist Direktor des YU Center for Israel Studies. Er leitet ein besonderes Projekt, das *Samaritan Israelites Project* (www.yu.edu/cis/samaritans-project), in dessen Rahmen ein Dokumentarfilm über die Samaritaner entstanden ist, zudem eine Ausstellung, vertiefte Studien – und sogar ein Kochbuch (s. Büchertipps). Steven Fine war 2019 für ein Forschungsprojekt am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt.

Am Festtag Jom Kippur, dem „Versöhnungstag“, in der Synagoge auf dem Berg Garizim. Jom Kippur ist ein strenger Fastentag, an dem das Volk Gott um Vergebung bittet.



Im Jahr 1842 gab der erste Oberrabbiner im osmanischen Palästina, Chaim Abraham Gagin, eine Erklärung ab, die in der langen Geschichte der jüdisch-samaritanischen Beziehungen außergewöhnlich war. Die Samaritaner in Nablus waren in Schwierigkeiten. Muslimische Extremisten hatten gefordert, dass die letzten verbliebenen Samaritaner alle zum Islam konvertieren sollten. Die Samaritaner, die sich selbst die *Schomrim*, die „Hüter der Tora“ nennen, waren gezwungen, ihre israelitische Abstammung erneut zu beweisen – und damit ihr Recht, als „Schriftbesitzer“ unter islamischem Recht geschützt zu werden (*dhimmīs*). Sollten sie diesen Erweis nicht innerhalb eines Ultimatums bringen können, müssten sie zum Islam konvertieren – oder sie würden als Ungläubige getötet werden. Dies war keine leere Drohung. Die Samaritaner und ihre westlichen Unterstützer waren verzweifelt, und in ihrer Verzweiflung wandten sie sich an Rabbi Gagin in Jerusalem um Hilfe. Und Gagin hatte Erfolg, indem er eine „schriftliche Deklaration“ veröffentlichte, in der er feststellte, „*dass das samaritanische Volk ein Zweig der Kinder Israels ist, die die Wahrheit der Tora anerkennen ...*“.

Die Bedrohung war abgewehrt. Diese Geste markierte den Beginn eines langen Prozesses der Annäherung zwischen Juden und Samaritanern, die heute eine respektierte Minderheitengemeinschaft im Staat Israel ist, der Wendepunkt in der Geschichte einer Beziehung, die seit drei Jahrtausenden belastet war.

Die griechisch-römische Antike

Die Kraft und Überraschung des Gleichnisses, das Jesus vom barmherzigen Samariter erzählt (Lukas 10,25-37), besteht darin, dass sich ein Jude vorstellen konnte, dass ein Samaritaner „gut“ sein könnte. Jüdische Autoren des 1. Jh. hätten diese Vorstellung absurd gefunden, Flavius Josephus zum Beispiel hielt die Samaritaner für doppelzüngig:

„Übrigens nennen sie sich, sobald sie sehen, dass es den Juden gut geht, deren Verwandte, da sie von Josef abstammten und also gleichen Ursprung mit ihnen hätten. Bemerkten sie indes, dass es den Juden schlecht geht, so behaupten sie, sie hätten zu ihnen keinerlei Beziehungen, weder freundschaftliche noch verwandtschaftliche, sondern sie seien Ausländer und stammten von einem fremden Geschlechte ab.“ (Jüd. Altertümer 9.291)

Dieser samaritanische Überlebensmechanismus, über den Josephus die Nase rümpft, ist von der Antike bis heute spürbar, denn die heu-



te winzige Minderheit – von Juden, Römern, Christen und Muslimen abwechselnd abgelehnt – musste immer wieder um ihr Überleben und ihre Entfaltung kämpfen.

Die Beziehungen zwischen Juden und Samaritanern sind komplex. Josua Ben Sira (Jesus Sirach), der ca. 170 vC schrieb, nannte die Samaritaner „*das törichte Volk, das in Sichem wohnt*“ (50,25-26), und ein Text der Schriftrollen vom Toten Meer nennt sie „*Narren*“, die „*sich einen hohen Platz auf einem hohen Berg machen, um Israel zur Eifersucht zu reizen ... das Zelt Zions schmähen und das Wort der Falschheit reden ...*“ (4Q372 1 11-14). Die Spannungen wuchsen, nachdem der Hasmonäerkönig Johannes Hyrkanos 114 vC die prächtige Opfer- und Tempelanlage auf dem Berg Garizim zerstört hatte, die seit der persischen Zeit über Generationen

Der Autor, Steven Fine, inspiziert eine alte samaritanische Handschrift in der Bibliothek des Hebrew Union College in Cincinnati.

Samariter wurden Kutäer genannt, kutim im Hebräischen – eine Festschreibung ihrer Andersartigkeit und sicherlich kein Kompliment

hinweg errichtet worden war. Hyrkanos hoffte, die samaritanische Verehrung dieses Berges zu beenden und die jüdische Vorherrschaft im Heiligen Land zu klären. Die Juden der Antike feierten die Zerstörung in der „Schriftrolle des Fastens“, *Megillat Ta’anit*, als den „Tag des Berges Garizim“. An diesem Datum – dem 21. Kislew, im Dezember, kurz vor Chanukka – war



Jakob ben Aaron, ein geradezu legendärer samaritanischer Hohepriester, der die Öffnung zum Westen und zur jüdischen Gemeinde vor Ort vorantrieb. Hier sitzt er neben der sogenannten „Abisha-Rolle“, einer samaritanischen Torarolle mit Teilen aus dem 16. Jh., die die Gemeinde bis heute bewahrt.

Jakob ben Aaron ging in den 1870er-Jahren in die Öffentlichkeit und ließ sich bis zu seinem Tod 1916 vielfach ablichten. Er wusste, dass die christliche und jüdische Aufmerksamkeit eine Chance für einen Neuanfang sein konnte, auch wenn sie zugleich eine Gefahr für die traditionelle samaritanische Lebensweise barg. Das Interesse der westlichen Welt trug zum Überleben der Gemeinde bei. Bis heute.



Jitzhak Ben-Zvi, der spätere Präsident Israels, besucht zusammen mit seinem Sohn Amram die Samaritaner in Nablus. Ben-Zvi war ein Wohltäter der Samaritaner, eine seiner letzten öffentlichen Handlungen war es, 1963 die samaritanische Synagoge in Holon einzuweihen.

es „verboten zu fasten“; vielmehr sollte man die Tat des Hyrkanos feiern.

Die Liebe zwischen Samaritanern und Juden erlosch also. Die jüdische Haltung orientierte sich an der Hebräischen Bibel (2 Kön 17, s. S. 12) und behandelte die Samaritaner als ein Mischvolk mit zweifelhaften theologischen Positionen, als Nachkommen von Ausländern, die von den Assyrern aus Kuta in Mesopotamien hierher gebracht worden waren, die unter Zwang zum Judentum konvertierten und dann dem Synkretismus verfielen. Samaritaner wurden Kutäer genannt, *kutim* im jüdischen Hebräisch – eine Festschreibung ihrer Andersartigkeit und sicherlich kein Kompliment.

In der gesamten jüdischen Literatur dieser Zeit werden die Samaritaner als Unruhestifter dargestellt. Auch die frühen Rabbiner erinnern sich an ein verachtenswertes Verhalten der Samaritaner: Die *kutim* störten die lebenswichtige Kommunikation mit der syrischen und babylonischen Diaspora bei der Übermittlung von kalendarischen Informationen, die für die ordnungsgemäße Feier der jüdischen Feste wichtig waren (Mischna Rosch Haschana, 2,2-4).

Rabbinische Zeit: Man ist sich nah – und doch voller Spannungen

Gerade die Nähe der samaritanischen und jüdischen Gemeinden war Anlass für Spannungen. Während Sadduzäer, Essener, jüdische Anhänger Jesu und Pharisäer zwar tief gespalten waren, teilten sie dennoch *ein* gemeinsames Judentum und eine familiäre Beziehung als Nachkommen der Stämme Juda und Levi. Gemeinsam hatten sie die Ehrfurcht vor der gesamten Hebräischen Bibel, vor dem Land Israel und vor Jerusalem und seinem Tempel. Die Samaritaner dagegen waren einen – aber einen entscheidenden – Schritt weiter weg. Sie waren entferntere Verwandte, Nachkommen der nördlichen Stämme Ephraim und Manasse sowie Levi. Auch die Samaritaner verehrten das Land, aber unter den biblischen Büchern nur den Pentateuch, in einer „abartigen“ Version, die die Zentralität des Berges Garizim behauptete, geschrieben in einer alten Schrift, die die Juden bald aufgaben. Die Samaritaner verachteten Jerusalem und seinen Tempel, spätere Generationen nannten Jerusalem mit dem spöttischen Wort *arur shalem*, „verhasstes Schalem“.

Weder Nichtjuden noch Juden, vielmehr beides und keines von beiden – diese gleichzeitige Distanz und heikle Nähe war ein perfektes Rezept für Missgunst.

Eine Verbesserung der Beziehungen zeigt sich in der unruhigen Zeit nach der Zerstörung

des Jerusalemer Tempels im Jahr 70 n.C. Die Rabbiner dieser Übergangszeit stellten die Weichen für ein kompliziertes – sogar positives – Verhältnis. Ein Beispiel:

„Das ungesäuerte Brot (*mazzah*) der *kutim* ist erlaubt, und eine Person darf damit an Pessach ihre Pflicht – ungesäuertes Brot zu essen – erfüllen.

R. Eleazar (ca. 150 u. Z.) verbietet es, denn sie sind nicht sachkundig in den spezifischen Vorschriften bezüglich ungesäuerten Brotes.

Rabban Schimon ben Gamaliel (ca. 150 u. Z.) sagt: Jedes Gebot, das die *kutim* ergriffen haben, befolgen sie viel sorgfältiger als Israel (d. h. die Juden).“ (Mischna Pesachim 2:3)

Einige Rabbiner erlaubten also samaritanische Matze an Pessach, während andere Vorbehalte äußerten. Selbst die „liberalsten“ Gelehrten beziehen sich jedoch auf Juden als das wahre „Israel“, während Samaritaner immer *kutim* sind.

Das 3. und 4. Jh. erlebte eine samaritanische Renaissance, als die Samaritaner sich über Samaria hinaus ausbreiteten. Es gab wahrscheinlich mehr Samaritaner in Cäsarea Maritima als Juden, Christen und Heiden zusammen! Die Beziehungen auf lokaler Ebene waren ziemlich herzlich, mit Juden, die samaritanischen Wein tranken und ihre Speisen aßen. Diese kolonisierten Gemeinden hatten untereinander eindeutig mehr gemeinsam als mit götzendienerischen, schweineverzehrenden und unbeschnittenen Nichtjuden – ob heidnisch oder christlich. Diese Verbundenheit drückt sich in dieser Zeit zum Beispiel architektonisch aus. Beide Gemeinden bauten Synagogen – die jüdische ausgerichtet auf Jerusalem, die samaritanische auf den Berg Garizim. Alle waren mit Menorot geschmückt, und in jeder konnte man schöne liturgische Gebete hören und eifriges Studium der Schrift beobachten. Während die Juden Bilder des Tierkreises, biblische Szenen und Fauna verwendeten, wählten die Samaritaner – viel strenger als die Juden in Bezug auf biblische Bilderverbote – nur florale Darstellungen und Bilder, die vom der biblischen Offenbarungszelt abgeleitet waren. Beide Gruppen benutzten rituelle Bäder, *miqvaot*, und viele weitere Ähnlichkeiten könnten aufgezählt werden. Juden, so legen es die Quellen nahe, hielten aber eine gewisse soziale Distanz zu den *kutim*. Wir sehen dies in einer seltenen und etwas humorvollen rabbinischen Geschichte über einen samaritanischen Hausierer:

„Rabbi Schimon, Sohn des Johai, lehrte: Die Israeliten ragen heraus, weil sie wissen, wie sie ihrem Schöpfer gefallen können.

Rabbi Judan sagte: Wie die *Kutaei* (*kutim*).

Die *Kutaei* sind geschickt im Handel:

Einer von ihnen ging zu einer Frau.

Er sagte zu ihr: Hast du eine Zwiebel? Gib sie mir. Als sie sie ihm brachte, sagte er zu ihr: Was ist schon eine Zwiebel ohne Brot?

Als sie es ihm brachte, sagte er zu ihr: Was ist eine Mahlzeit [*ma'achil*] ohne Getränk?

Von diesem aß und trank er.“ (Leviticus Rabba 5:8, ed. M. Margoliot 1:123-4).

Überraschenderweise schließt dieser Text die *kutim* innerhalb Israels ein, und nicht als Fremde. Aber auch theologische Polemiken zwischen den Gemeinden sind erhalten. In einer begegnen Rabbiner, die in der Nähe des Berges Garizim vorbeikommen, Samaritanern und unterhalten sich. Die Samaritaner beginnen das Gespräch:

Es gab wahrscheinlich mehr Samaritaner in Cäsarea als Christen, Juden und Heiden zusammen

„Rabbi Jonatan ging hinauf, um in Jerusalem zu beten, und er kam am Palatinus [d. h. am Berg Garizim] vorbei. Ein Samaritaner [Schamrai] sah ihn und fragte: Wohin gehst du?

[Rabbi Jonatan] sagte zu ihm: Zum Beten nach Jerusalem.

[Der Samaritaner] sagte: Ist es nicht besser für dich, an diesem gesegneten Berg zu beten als an jener Abfallhalde?

[Rabbi Jonatan] sagte zu ihm: Warum ist [der Berg Garizim] gesegnet?

[Der Samaritaner] sagte zu ihm: Weil er nicht von den Wassern der Sintflut überschwemmt wurde!

Rabbi Jonatan war einen Moment lang ratlos, was er antworten sollte, also sagte sein Eseltreiber: Rabbi, erlaube mir, und ich werde ihm antworten ...“ (Genesis Rabba 32:10, Hrsg. Theodor-Albeck, 296).

In einem zweiten Fall wendet sich ein Rabbi an Samaritaner:

„Rabbi Ismael, der Sohn von Rabbi Jose, ging nach Neapolis [Nabulus/Sichem]. *Kutim* kamen zu ihm. Er sagte zu ihnen: Ich sehe, dass ihr euch nicht vor diesem Berg niederwerft. Vielmehr [verneigt ihr euch] vor den Götzen, die unser Vater Jakob unter ihm vergraben hat, denn es steht geschrieben: Und Jakob verbarg sie unter der Eiche, die bei Sichem war“ (Genesis 35,3, Jerusalemer Talmud, Avodah Zarah 5,3, 44d).

Wir können uns nur vorstellen, wie die Samaritaner, die in der heidnischen Stadt „Neapolis“ (Nabulus) lebten, auf diese Polemik reagierten, aber es kann nicht freundlich gewesen sein! Marqé, ein herausragender samaritanischer Verfasser seiner Zeit, von dem der Traktat „Die Lehren des Marqé“

.....

Megillat Ta'anit
„Schriftrolle des Fastens“, eine Art Chronik, die 35 Festtage aufzählt, zumeist Gedenken an Siege und Triumphe der Hasmonäer. Verfasst wurde sie vermutlich im 1. Jh. n.C. als Motivation gegen die Besatzungsherrschaft der Römer.

(Tebat Marqe) erhalten ist, polemisierte ein Jahrhundert später gegen die Juden:

„[Der Berg Garizim] ist der Ort der göttlichen Gegenwart des Wahren, und das Lager der großen Herrlichkeit. Wehe denen, die die Wahrheit gegen eine Lüge eingetauscht haben, wenn sie für sich einen anderen Ort wählen“ (Tebat Marqe, ed. Ben Hayyim, II:48).

Dieser „andere Ort“ ist Jerusalem. In der Mitte des 3. Jh. drängten einige Rabbiner auf Trennung:

„... Sie [die Samaritaner auf dem Berg Garizim] haben eine Art Taube und sie schütten ihr Trankopfer aus.

Die Samaritaner von Cäsarea fragten Rabbi Abbahu: Eure Väter tranken unseren [Wein]. Warum trinkt ihr nicht unseren [Wein]?

Er sagte zu ihnen: Eure Väter haben ihre Taten nicht verdorben; ihr habt eure Taten verdorben“ (Jerusalem Talmud, Avodah Zarah 5:3, 44d).

Rabbi Abbahu von Cäsarea wirft den Samaritanern hier vor, dass sie die Gebote der Tora weniger beachtet hätten als ihre Vorfahren und sogar Götzendienst betrieben hätten. Es gab wirtschaftliche und soziale Konsequenzen für diesen „Wandel“ des samaritanischen Verhaltens – einige Rabbiner erlaubten ihren Anhängern nicht mehr, samaritanischen Wein zu trinken.

Der Text geht noch weiter und beschuldigt die Samaritaner, der Statue einer „Taube“ zu dienen, die auf dem Gipfel des Berges Garizim throne. Obwohl diese Anschuldigung abwegig war, können wir nicht wissen, ob sich die Samaritaner tatsächlich „verändert“ hatten. Was klar ist, ist, dass wichtige jüdische Rabbis ihre

Holon und Kirjat Luza, die zwei Orte, an denen heute Samaritaner leben – in der Westbank und in Israel.



Positionen gegen sie verhärtet hatten. Tatsächlich distanzieren sich dieselben Rabbis auch von Juden, die sich nicht ihrem elitären Ansatz des Judentums verpflichtet fühlten. Die Bandbreite der frühen rabbinischen Meinungen, von denen, die den Samaritanern vertrauten, bis hin zu denen, die sie als Götzendiener ausschlossen, ist seither bestimmend für die jüdischen Beziehungen innerhalb dieser Gemeinschaft. Dieser Vorwurf des Götzendienstes ist noch heute in den meisten orthodoxen Gemeinden latent wirksam. Die Samaritaner ihrerseits verachteten die Juden und schrieben eine Gegen-erzählung zu den jüdischen Schriften, in der sie und ihre Priester immer die Helden und die Juden immer die Ruchlosen sind.

In der Welt des Mittelalters mischen sich die Karten neu

Juden und Samaritaner lebten in den großen Städten des östlichen Mittelmeers in enger Nachbarschaft. Der jüdische Forschungsreisende Benjamin von Tudela (gest. 1173) berichtet, dass in Cäsarea Maritima die Zahl der Juden und Samaritaner gleich groß war – jeweils 200. In Aschkelon „wohnen 200 rabbinische Juden ... auch etwa vierzig Karaiten und etwa 300 Kutim.“ In Damaskus „wohnen 3000 Juden in dieser Stadt, und unter ihnen sind gelehrte und reiche Männer ... 100 Karaiten wohnen hier, auch 400 Kutim, und es herrscht Frieden zwischen ihnen, aber sie mischen sich nicht.“ In Sichem gab es 1000 Samaritaner, wie Benjamin berichtet. Seine Beschreibungen des Samaritanertums sind gleichzeitig verächtlich wie auch voller Faszination und Neugierde.

Das wichtigste Zeugnis kommt aber aus dem alten Kairo. Ein arabischer Brief, der in der Kairoer Geniza gefunden wurde und auf das Jahr 1038 datiert ist, spiegelt die Verflechtung von Samaritanern und Juden im mittelalterlichen Fustat wider. Dieser Text erwähnt einen Scheich Abū al-‘Imran Musa ibn Ya‘qub ibn Ishaq, der „der israelitische Hofarzt und das Oberhaupt der jüdischen Gemeinde [in Fustat], Rabbanit, Karait und Samaritaner war“. Juden und Samaritaner teilten sich einen gemeinsamen Friedhof in Kairo. Die Verbindung der Samaritaner mit den Juden war lebenswichtig und stärkte ihren immer unsicheren Status als *dhimmi*, als ein geschütztes „Volk des Buches“. Einerseits entliehen Samaritaner jüdische Texte und machten sie zu ihren eigenen, am prominentesten Sa‘adja Gaons einflussreiche arabische Übersetzung der Tora. Andererseits entlehnten Juden samaritanische Texte, wie bei einem sephardischen Autor des

16. Jh. beschrieben, der eine Legendengeschichte in einer samaritanischen Chronik las, sie für jüdisch erklärte und diese Geschichte in den Korpus der jüdischen Legenden einführte.

Neue Annäherungen in der modernen Welt

Nach dem Eingreifen von Rabbi Gagin 1842 begannen sich die Beziehungen zwischen Samaritanern und Juden langsam zu erwärmen. Als Reaktion auf die christliche Missionierung gab es sogar Versuche der beiden sich gegenüberstehenden Nablus-Gemeinden, der samaritanischen und der jüdischen, eine gemeinsame Schule zu gründen. Säkularisierende jüdische Gelehrte interessierten sich für die Samaritaner, Kulturzionisten sahen in ihnen einen „verlorenen“ Stamm Israels, der nie aus dem Land vertrieben worden war. Die Wiederbelebung seiner Gemeinschaft war das Lebenswerk des

Die israelischen Samaritaner erklärten die 2500-jährige Fehde für beendet

legendären Hohepriesters Jakob, Sohn des Aaron (1874–1916). Er freundete sich mit prominenten Zionisten an und unternahm sogar eine Fundraising-Reise nach England. Jakobs Memoiren wurden auf Englisch veröffentlicht, und er wurde für die Menschen aus dem Westen zum Gesicht der Samaritaner.

Von entscheidender Bedeutung für das langfristige Überleben der Gemeinde war ein junger Samaritaner, Jefet Tzedaka, der sich in Jaffa niedergelassen hatte. Jefet nahm im Jahr 1909 einen jungen zionistischen Einwanderer namens Jitzhak Ben-Zvi auf. Ben-Zvi wurde zum Freund, Heiratsvermittler, Gelehrten und zum wichtigsten Wohltäter der Samaritaner. Er machte Jefet mit einer jungen, mittellosen jüdischen Witwe namens Mirjam bekannt, die er heiratete, auch angesichts der Tatsache, dass die samaritanische Gemeinschaft weit weniger Mädchen als Jungen hervorbrachte, nicht ausreichend, um ausschließlich endogame Ehen, also innerhalb der Gemeinschaft, aufrechtzuerhalten. In Ben-Zvi einen aufstrebenden Führer der zionistischen Bewegung als Schirmherrn zu haben, hatte große Vorteile – umso mehr, als er später der zweite Präsident des neuen Staates



Am Laubhüttenfest (Sukkot) ist es samaritanische Tradition, ein Dach aus Granatäpfeln, Zitrus- und weiteren farbintensiven Feldfrüchten zu flechten. Die Sukka ist eine symbolische Hütte, die an die Flucht aus Ägypten erinnert. Während die jüdische Sukka unter freiem Himmel stehen muss, wird die samaritanische Sukka indoor errichtet. Eine Sicherheitsmaßnahme aus Zeiten von Verfolgungen.

wird. Eine hebräisch sprechende samaritanische Gemeinde entwickelte sich in Jaffa und bildet später ein eigenständiges Stadtviertel im nahe gelegenen Holon. In den 1920er-Jahren wurden zionistische Lehrer nach Nablus geschickt, um Kinder zu unterrichten, und nachdem die Gemeinschaft durch den Krieg von 1948 geteilt worden war, schickte die israelische Regierung, beginnend unter Ben-Zvi, durch das *Joint Distribution Committee* benötigte Unterstützung und Hilfen an die mittellose Gemeinde von Nablus. Ben-Zvis letzte öffentliche Handlung als Präsident war die Einweihung der Synagoge in Holon im Jahr 1963. Die israelischen Samaritaner erklärten die 2500-jährige Fehde für been-



Najah Cohen und sein Sohn Brito Cohen betrachten die Schutzhülle der Abisha-Rolle, die in samaritanischer Überlieferung am Eingang des Offenbarungszelts auf dem Garizim geschrieben wurde, also aus biblischer Zeit stammen soll. Tatsächlich datiert sie in ihren ältesten Teilen ins 16. Jh. Najah ist Kantor der Gemeinde auf dem Garizim und leitet das Gebet in der Synagoge an. Filmszene aus dem Dokumentarfilm *The Samaritans, Saving a biblical people*.



Samaritanische Tehina der Marke *Har B'racha*, „Berg des Segens“, eine Sesampaste, die in Kirjat Luza produziert wird und nach dem Berg Garizim benannt ist. Geeignet auch für fromme Juden.

det, und als seine letzte öffentliche Handlung tat dies auch Präsident Ben-Zvi. Soweit es sie betraf, waren die israelischen Samaritaner und die Juden wieder *eine* Nation.

Der Sechstagekrieg von 1967 war ein Wendepunkt, weil sich die Gemeinden von Nablus und Holon freudig wiedervereinigten. Beide haben von der Schirmherrschaft des Staates Israel und der Integration in die israelische Gesellschaft profitiert. Zur Bestürzung vieler Samaritaner und Juden haben jedoch zahlreiche Samaritaner aus Holon jüdische Frauen geheiratet, und mindestens eine prominente Samaritanerin ist zum Judentum konvertiert. Andere haben die Gemeinschaft einfach still verlassen. Die Gemeinde, die heute relativ wohlhabend ist und etwa 850 Mitglieder zählt, steht aber vor anderen Herausforderungen: Assimilation, das Aussterben der älteren Generation und die zunehmende Unkenntnis der samaritanischen Tradition bei den jungen Leuten.

Vielleicht symbolisch für die zeitgenössische Symbiose zwischen Samaritanern und israelischen Juden, gründeten die Söhne des derzeitigen Hohepriesters die hochmoderne Tehina-Fabrik *Har B'racha Tehini*, „Berg des Segens“, benannt nach dem Berg Garizim. Ihre Tehina (eine in der orientalischen Küche beliebte Sesampaste) gilt als die beste in Israel und die Produktionsstätte überblickt die palästinensische

Stadt Nablus von ihrem Sitz auf dem Berg Garizim, wo sich die Gemeinde niederließ, nachdem während der ersten Intifada das Leben in Nablus gefährlich wurde. Die Verpackung trägt das Symbol einer jüdischen rabbinischen Organisation, die bestätigt, dass diese Tehina auch von den frommsten Juden gegessen werden darf.

Die Samaritaner sind sich immer bewusst, dass sie in einer fragilen Position innerhalb der jüdischen und arabischen Gesellschaften und in einer sehr unbeständigen geopolitischen „Nachbarschaft“ leben. Denn Samaritaner sind schließlich weder arabisch noch jüdisch – sondern beides, und keines von beiden. ■

Ausstellung

Das Yeshiva University Center for Israel Studies hat eine **Ausstellung** über die Samaritaner konzipiert, die im Herbst 2022 im *Museum of the Bible* in Washington eröffnet wird. Andere Orte weltweit sollen folgen. Flankierend entsteht der **Dokumentarfilm** *The Samaritans, Saving a Biblical People* (Regie: Moshe Alafi), der im März 2022 an der Yeshiva University in New York Premiere haben wird.

Lesetipps

- Steven Fine (Hg.), *The Samaritans: A Biblical People*, Yeshiva University Museum, 2022.
- Reinhard Pummer, *The Samaritans: A Profile*, s. Büchertipps.